

»Was er euch sagen wird, das tut« (Joh 2, 5)

Von August Brunner SJ, München

Die Antwort Jesu auf die Bitte seiner Mutter erscheint auf den ersten Blick wie eine Abweisung. Maria hat sie aber offenbar nicht als solche empfunden¹. Denn sie gibt gleich nachher den Dienern die Anweisung: „Was er euch auch sagen wird, das tut“. Sie ist also von der Erhörung überzeugt; aber die Art und Weise dieser Erhörung überläßt sie voller Vertrauen ihrem Sohn.

Warum konnte Maria der Erhörung so sicher sein? Eben weil sie sich in vertrauender und liebender Übereinstimmung mit ihrem Sohne befand. Sie wußte, daß der Gott Liebende immer erhört wird, und zwar nach dem Maß seiner Liebe. So lesen wir auch bei Paulus: „Für die, welche Gott lieben, wirkt er in allem zum Besten mit“ (Röm 8, 28). Die Gewißheit der Erhörung folgt aus dem Verhältnis des Menschen zu Gott, der ein Gott der Liebe, der die Liebe ist (1 Joh 4, 8). Dieses Verhältnis ist also ein ganz persönliches und inniges, und zwar in einem Maß, wie es sonst unter Menschen gar nicht möglich ist. Menschen können in ihrer Liebe hier auf Erden nie von der innersten Mitte ihres geistigen Seins ausgehen und bis zur gleichen Mitte des andern vordringen; noch können sie sich einem geliebten Menschen bis ins Letzte eröffnen. Daran hindert sie nicht nur die Unvollkommenheit der Liebe, sondern auch die durch die Erbsünde verstärkte Abhängigkeit des Geistes von der Dämpftheit des Leibes und die dadurch bedingte geringere Verfügungskraft über das eigene Sein. Im Letzten hat sich der Mensch nicht mehr in der Hand; und von diesem Letzten her müßte die vollkommene Liebe entspringen oder sich empfangend der ankommenden Liebe eröffnen. Gott aber liebt mit seinem ganzen Wesen, da er die Liebe ist; als Schöpfer und Erlöser dringt er bis zum innersten Sein des Geschöpfes vor und verbindet sich mit ihm. Nur weil Christus so umfassend liebte, konnte er unsere Stelle einnehmen und für uns das Erlösungsleiden gehorsam erdulden.

Liebe bedeutet Partnerschaft. Von Natur besteht eine solche zwischen Schöpfer und Geschöpf nicht. Sie ist uns aus Gnade gewährt. Sie bringt Vertrautheit, Übereinstimmung in der Beurteilung der Wirklichkeit und in der Zielsetzung, Eingehen aufeinander und Einverständis. Sie bedeutet vor allem Bejahung all des Guten, was der Geliebte ist und sein kann. Die Liebe zwischen Gott und Mensch besagt also dies alles. Es liegt aber im Verhältnis zwischen Gott und Geschöpf, daß dieses auf Gott eingehen soll, daß es dessen Willen liebend zu seinem eigenen machen und so sich vollenden soll. Gott ist gut und heilig; er kann darum nichts anderes wollen, als er will; jede Änderung bedeutete einen Abfall von seiner vollkommenen Güte; damit hörte er

¹ Nach dem heutigen Sprachgebrauch kann der Ausdruck, wie mir ein libanesischer Freund mitteilte, aussagen, daß keine Meinungsverschiedenheit und kein Anlaß zum Streit vorliegt.

auf, Gott zu sein. Gott strebt aber auch immer und in allem das Beste des Menschen an. Dieses Beste ist eben die vollkommene Liebe des Geschöpfes zu Gott, das vorbehaltlose Eingehen auf den göttlichen Willen, weil er der beste, der unbedingt gute ist. Indem der Mensch mit Gott in Gemeinschaft tritt, nimmt er, soweit dies dem Geschöpf möglich ist, am göttlichen Sein teil (2 Petr 1, 4) und erreicht die höchst mögliche Vollendung. In all seinen Bitten muß ihm also die Liebe das Letzte, das unbedingt Notwendige und zu Erreichende sein; alles andere darf nur unter der Bedingung erstrebt werden, daß es zu diesem letzten Ziel hinführt oder ihm wenigstens nicht abträglich ist. Nimmt der Mensch in seinem Gebet diese Haltung ein, dann steht er in Übereinstimmung mit Gott, ist er mit ihm einig. Göttlicher und menschlicher Wille gehen in die gleiche Richtung, und so muß sich das angestrebte Ziel auf jeden Fall verwirklichen. Zugleich setzt sich der Mensch in der Unbedingtheit, mit der er die Liebe Gottes will, vom Letzten und mit seinem Letzten ein, mit dem Persönlichsten und Eigensten, mit der ganzen Kraft seines geistigen Seins und verwirklicht so sich selbst in seiner höchsten Möglichkeit. Vertrauend bejaht er Gott als den, der er ist, als den Gott, der Liebe ist, anerkennt er ihn als den vollkommenen Guten, mit dem ins Einvernehmen zu kommen die eigene höchste Vollendung, das Heil bedeutet. So erst wird der Mensch frei und bewußt das, was er ist, das erlöste Geschöpf Gottes, das nichts aus sich versteht und besitzt, sondern alles von Gott her hat und ist.

Wo hingegen der Mensch seine Wünsche, soweit sie sich auf Irdisches und Vergängliches beziehen, diesem letzten und unbedingten Ziel nicht unterordnet und etwas durchsetzen will, selbst um den Preis, daß es seiner Selbstverwirklichung durch die vollkommene Liebe schaden könnte, erkennt er Gott nicht als den Guten an. Er unterstellt ja, Gott könne ihm etwas vorenthalten, was für sein eigentlichstes Sein gut wäre, und begeht so die Sünde, die der Versucher den Stammeltern zuflüsterte. Er meint, Gott wolle nicht, daß der Mensch werde wie er, und versage neidisch dem Menschen, was ihn glücklich machen und zum Heile führen könne. Gott und Mensch stimmen nicht überein. Der Mensch möchte wohl, daß es zur vollkommenen Übereinstimmung zwischen Gott und ihm komme, aber nur so, daß Gott zu seinen Wünschen herabsteige, statt daß er sich zum Einverständnis mit Gott erhebt. Gott soll sich ihm unterordnen.

Liebe ist kein Ding und keine Sache, die Gott gegen unseren Willen in unsere Herzen legen könnte; sie ist ein freies Verhältnis zwischen Personen. Wo die Übereinstimmung nicht besteht noch auch der Wille, die noch unvollkommene Übereinstimmung immer vollkommener zu gestalten, da ist das Verhältnis zwischen Gott und Mensch noch gestört; da besteht nicht die letzte Vertrautheit und Einheit. Da kann nicht alles, was Gottes ist, auch unser sein; denn der Mensch würde diese Verfügungsmacht nach seinem Gutdünken, seiner unerleuchteten Erkenntnis selbstsüchtig und damit zu seinem Unheil

mißbrauchen. Die Liebe verbietet hier Gott, dem Menschen einfach zu Willen zu sein. Vor allem aber kann Gott dem Menschen das Letzte nicht gewähren, weil der selbstsüchtige Mensch ja nicht fähig ist, es aufzunehmen. Denn dieses Letzte muß auch als das Letzte gewollt werden, oder es wird nicht so gewollt, wie es ist, eben als das Letzte und Unbedingte. Und als solches lehnt der Mensch es ja ab. Därum kann es auch nicht gewährt werden, kann es sich nicht verwirklichen. Gewiß hört Gott nicht auf, es in allem auch für diesen Menschen anzustreben, es für ihn sozusagen bereitzustellen. Aber der Mensch ist nicht aufnahmefähig. Es ist ja nicht etwas außerhalb des Menschen, etwas ihm Fremdes, sondern er selbst, die Verwirklichung, die Vollendung seiner selbst. Der Mensch will nicht das sein, was er durch Gott und seine Gnade sein könnte, das zur Gemeinschaft zugelassene Geschöpf. Er stellt den eigenen Willen noch vor den göttlichen. Der Sinn des Gebetes kann sich nicht ganz erfüllen. Denn dieser liegt eben nicht darin, daß uns dieses oder jenes vergängliche Gut gewährt werde, sondern daß wir mit Gott in Übereinstimmung kommen, eins mit ihm werden, wie selbstlos Liebende unter sich eins sind, weil sie gewillt sind, aufeinander einzugehen. Gott geht immer auf das tiefste Verlangen des Menschen ein, auf das Verlangen nach der wahren Selbstverwirklichung; und er weiß, worin diese besteht und wie sie zu erreichen ist. Er ist immer schon dem Menschen entgegengekommen, wie wahre Liebe dies heischt. Er bejaht und fördert ihn immer schon in dem, was er selbst und eigentlich ist. Der Mensch aber verweigert sich diesem Entgegenkommen. Unter dem Einfluß der Begierlichkeit hat er eine falsche Vorstellung von seinem Heil und sucht es auf ungeeigneten Wegen. Will er wahrhaft das eigene Beste, so muß er auf Gott eingehen, der ja immer sein Bestes will und es so fördert, als die Einstellung des Menschen es möglich macht.

Der Mensch wird also immer von Gott erhört, ja, er ist schon erhört, so weit er Gott selbstlos und aufrichtig liebt, das heißt, soweit er Gott als Gott anerkennt, als den, der immer sein Bestes will. Denn dann ist er einig mit Gott. Sein Wille geht mit dem Göttlichen in die gleiche Richtung; was könnte ihm da widerstehen? Insoweit aber irdische und endliche Güter dieser Übereinstimmung nicht schädlich sind, wird sie Gott aus seiner übergroßen Liebe auch gewähren. Solange allerdings der Mensch noch selbstsüchtig auf dem eigenen Willen besteht, kann eine solche Gewährung für sein wahres Heil gefährlich sein; und dann muß sie Gott in seiner Liebe ihm versagen. Gottes Liebe kommt im selbstsüchtigen Menschen gleichsam nicht an.

Man kann dies auch so ausdrücken: Solange der Mensch mehr auf den eigenen als auf Gottes Willen besteht, solange muß ihm die eigentliche Erhöhung als eine Verweigerung erscheinen. Gott will in allem sein wahres Bestes, aber der Mensch will es nicht; er will anderes, Vergängliches. Versagt ihm dies Gott in seiner Liebe, so beklagt er sich, daß Gott ihn nicht höre, ja, daß er hart und grausam sei, daß ihn das Wohl der Menschen nicht kümmere. Für

das, was der Mensch in seiner Selbstsucht fälschlich als sein Bestes ansieht, ist der Wille Gottes in der Tat zerstörend und erscheint darum grausam. Es ist, als ob Gott den Menschen ablehne. In Wirklichkeit lehnt der Mensch Gott ab. Er will ihn nicht als den, der er ist; er möchte, Gott sei so, daß er ihm seine selbstsüchtigen Wünsche gewähren könne. Von diesem seinem unbedingten Verlangen aus gesehen, erscheint Gott nicht einfachhin als gut, ja sogar als böse und feindlich. So ist es zu erklären, daß in der Geschichte der Menschheit das Göttliche sehr oft als das Grausame, Feindliche und Zerstörende aufgefaßt werden konnte, vor dem der Mensch sich fürchtete, vor dem er einen unheimlichen Schrecken empfand, den Schrecken, der uns vor dem erfaßt, das unsere Existenz in Frage stellt. In der Tat stellt Gott unsere falsche Existenz durch sein Dasein, durch das, was er ist, durch seine Liebe in Frage. Aber nur, weil er unsere eigentliche und wahre Existenz unbedingt bejaht; diese aber besteht und kann nur bestehen in der liebenden Übereinstimmung mit ihm, in der vollkommenen Gemeinschaft. Denn nur so kann einmal unser Wille ganz und in allem erfüllt werden, wenn er mit Gottes allmächtigem und liebendem Willen in Übereinstimmung steht. Hier auf Erden allerdings wissen wir um diese Liebe nur durch den Glauben, durch das Wort und die Tat Christi. Sie leuchtet für uns noch nicht mit dem Glanze der Herrlichkeit, der ihr eigen ist, und darum ist es möglich, sie zu erkennen.

Weil Maria in dieser unbedingten Übereinstimmung mit Gott lebte, darum war sie der Erhörung auch unbedingt gewiß. Diese Übereinstimmung schenkte ihr ein lebendiges Wissen um die Liebe Gottes; sie verspürte gleichsam durch ein geistiges Innwerden, nicht als eine Lehre, als eine abstrakte philosophische oder theologische Theorie, sondern als Vertrautheitswissen, so wie es Liebende um einander haben, daß Gott gut ist, unsagbar und heilig gut. Darum verlangte sie nicht zu wissen, wie sich im Äußeren die Erhörung gestalten würde, ob so, wie sie sie sich dachte, oder anders. Das überließ sie voller Zuversicht der liebenden Weisheit ihres Sohnes. Umgekehrt konnte nun Gott ihrem Wunsch gleichsam entgegenkommen und so die Gegenseitigkeit der Liebe verwirklichen. Denn dieses Entgegenkommen traf auf keine verderbliche Selbstsucht und lief nicht Gefahr, den Menschen in seiner sündhaften Neigung zu bestärken, den eigenen Willen vor den göttlichen zu setzen und zu meinen, er könne etwas von Gott erzwingen oder ertrotzen. Die Haltung Mariens ist darum das Vorbild eines jeden christlichen Bittbetes. Soweit dieses aus einer solchen Haltung hervorgeht, ist es seiner Erhörung unbedingt gewiß, wenn auch nicht notwendig in der Form, an die der Bittende denken mag. Die vollkommene Erhörung wird nur einem vollkommenen Herzen, weil sie nur von einem solchen aufgenommen werden kann. Auf der vollkommenen Übereinstimmung Mariens mit dem Willen Gottes beruht zugleich das Vertrauen der Christenheit in ihr Fürbittgebet.